



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Reinkens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

belegt. Die Straße und die Quartiere fand schon Winkelmann vortrefflich. 1772 wurde die Brennerstraße, zuerst von allen Alpenpässen, durchgängig chaussiert und damit die bevorzugte Straße aller derer, die das neu erwachte Interesse an antiker und italienischer Kunst nach Italien zog. Wie diesen Weg schon S. S. Winkelmann gekommen war, so folgte ihm W. Goethe im September 1786; er brauchte von München bis Trient nur drei Tage (8. bis 10. September), wobei er allerdings eine Nacht zu Hilfe nahm. In den Napoleonischen Kriegen spielte die Brennerstraße besonders während des Kampfes um Mantua 1796/97 als Anmarschstraße für die Österreicher eine hervorragende Rolle, eine noch größere 1809 bei der Erhebung Tirols, deren Kämpfe sich nicht zum wenigsten an dieser Linie abspielten; eine ähnliche Bedeutung wie 1796/97 hatte sie wieder 1848/49, um so mehr, als Österreich seit der endgiltigen Erwerbung Venetiens 1815 alle ihre südlichen Ausgänge in der Hand hatte. Den letzten großen Heereszug sah sie im Mai 1859, als das erste österreichische Korps Clam-Gallas, das auf dem ungeheuern Umwege von Prag über Dresden, Leipzig, Hof und München nach Innsbruck transportiert worden war — so unvollständig waren damals noch die Eisenbahnverbindungen —, den Fußmarsch über den Brenner antrat, um die in der Lombardei stehende Armee zu verstärken. Es traf noch rechtzeitig in Verona ein, um die Schlacht bei Magenta am 4. Juni mitzuschlagen, aber die Erfahrungen dieses Krieges beschleunigten die Erbauung der Brennerbahn, der ersten großen Alpenbahn nach dem Semmering 1864 bis 1867. Da sie 1866 noch nicht vollendet war, so hat sie auf den Gang dieses letzten Krieges, den Österreich um Italien führte, keinen Einfluß geübt, aber seitdem ist sie die wichtigste und belebteste Verbindungslinie zwischen Deutschland und Italien und eine wahre Welthandelsstraße geworden.



Reinkens



Reinkens ist einer der ehrwürdigen Männer, die mir das Priesterideal verkörpert und mich dafür begeistert haben, und er hat das im akademischen Triennium mehr als irgendein anderer geleistet. Darum freue ich mich, daß mir eine Biographie noch einmal die edle Gestalt lebendig vor Augen vorstellt in dem Buche: Joseph Hubert Reinkens. Ein Lebensbild von seinem Neffen Joseph Martin Reinkens, weiland Professor am Marzellengymnasium zu Köln. (Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1906. Der Verfasser ist gestorben, ehe er dem Buche die letzte Feile geben konnte. Reinkens Nachfolger, der altkatholische Bischof Dr. Theodor Weber, hat es mit einem Vorwort herausgegeben und ist bald darauf, am 12. Januar dieses Jahres, selbst entschlafen.) Auch Grenzbotenleser, die den Mann auf einer seiner vielen Agitations- und Amtstreifen zu sehen

und zu hören bekommen haben, werden sich freuen, etwas aus seinem Leben zu vernehmen. Ich habe ihn als Student nur im Kolleg und in der Kirche kennen lernen, ohne des Glücks eines persönlichen Umgangs mit ihm theilhaft zu werden, dann hat sich in zwei kurzen Perioden ein Verkehr entsponnen, der aber fast ausschließlich schriftlich verlaufen ist und in der zweiten den amtlichen Charakter getragen hat. Darum war mir alles neu, was Martin Reinkens aus der Jugendgeschichte des Bischofs erzählt und über sein häusliches Leben berichtet.

Seine Eltern entstammten einem Bauerngeschlecht der Nacherer Gegend, das den Nachkommen hohe Statur, edle Gesichtsbildung und reiche Geistes- und Herzensanlagen vererbt hat. Der Vater besaß in Burtscheid ein Haus mit Garten, worin er Brennerei und Gastwirtschaft betrieb. Von den sechs am Leben gebliebenen Kindern war der 1821 geborne Joseph Hubert das sechste. Der älteste Bruder, Dr. Franz Wilhelm Reinkens, hat als Pfarrer in Bonn ein Buch: „Das Paradies der Kindheit“ herausgegeben, worin er schreibt: „Die Kinder wuchsen auf vor den Augen des weisen und trefflichen Vaters in Arbeit und Gebet, in harmlosen Freuden und viel junggritterlichen Spielen; sie hatten alles miteinander gemeinsam, Blumen, Wälder, Vogelherde, Freunde. Der Vater . . . gebot mit jener Würde, die keinen Widerspruch findet, weil sie keinen fürchtet. Unvermerkt wandelte sich uns die Folgsamkeit der Ehrfurcht in den fröhlichen Gehorsam, in die freie Tat der Liebe. Die Mutter war immer heiter, immer freundlich, aber nie lustig. Das Kreuz war ihr Zepter, viel Leid hatte sie ehrwürdig gemacht. Mutter und Vater waren ein Herz und eine Seele. Nie waren zwei Menschen einander so gleich in ihren Anschauungen, Wünschen und Absichten, und waren doch von Haus aus sehr verschieden.“ Joseph schreibt am 24. Dezember 1850 aus Breslau an seinen Vater: „Die lieblichste Erinnerung an die Heilige Nacht geht bis an die ersten Jahre meiner Kindheit zurück. Ich danke Ihnen besonders, guter Vater! daß Sie mich so früh zur rechten Krippe in die unvergeßliche Christmesse um vier Uhr geführt haben, ohne durch die törichte Besorgnis so vieler Eltern, der frühe Kirchgang schade der Gesundheit der Kinder, sich abhalten zu lassen. Als ich das erstemal diese Freude haben sollte, war die selige Mutter dabei [sie war 1836 gestorben], es muß in meinem vierten bis sechsten Jahre gewesen sein. Die Nacht war sternenhell, der Schnee funkelte, die Kirchenfenster hell erleuchtet, wie ich sie nie vorher gesehen hatte, die Glocken hatten nie so reinen Klang gehabt, viel schöner noch hörte ich im Geiste den Engelgesang, von dem die Mutter so schön erzählte, als hätte sie mitgesungen. Das vergeß ich nie, und auch nicht die Stimmung, in der wir da beten konnten.“ Wilhelm durfte studieren und konnte als Kaplan in Bonn die Schwester und die zwei jüngsten Brüder zu sich nehmen, aber für Martin, der später Kaufmann geworden ist, und Joseph Hubert, die beide nicht weniger begabt waren, langte es nicht mehr, weil die Familie von allerlei Unglück heimgesucht wurde. Das Besitztum mußte verkauft werden, und die beiden Knaben, die bei dem Vater geblieben waren und ihm bei der Bewirtschaftung

gepachteter Gärten, namentlich beim Kardenbau, geholfen hatten, faßten einen heldenhaften Entschluß: der durch all das Unglück gebrochne Vater sollte sich zur Ruhe setzen, und sie wollten ihn mit ihrer Hände Arbeit ernähren. Das haben sie denn auch als Gärtnerburschen und Feinspinner eine Zeit lang getan. Aber ein Freund der Familie, der Pfarrer Hüllenkremer, konnte es nicht mit ansehen, daß das Talent Josephs verkümmere. Er sorgte für Unterricht und Anleitung — eigentlich nur diese war nötig —, und nach der Bewältigung der Anfangsgründe trat 1840 der Neunzehnjährige in die Quarta des Nachener Gymnasiums ein, das er nach glänzend bestandnem Abiturientenexamen am 28. August 1844 verließ, um in Bonn Theologie und klassische Philologie zu studieren; diese mit solchem Erfolg, daß er ein Lieblingschüler Ritschls wurde. Diesem, der mittlerweile nach Leipzig übergesiedelt war, schickte Reinkens 1870 sein Buch: „Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie.“ Darauf schrieb ihm Ritschl, er wüßte nur, die Welt möchte es erfahren, daß ein solches Werk mittelbar aus dem Bonner Seminar hervorgegangen sei. „Sehr möglich, fügte er bei, daß Ihre moralische Tapferkeit in den weltbewegenden Kirchekämpfen Ihnen weltliche Unbill als Lohn zuzieht! Aber ein Mann wie Sie findet überall und jederzeit seinen Platz, und so ist mir auch im schlimmsten Falle nicht bange um Sie. Jede philosophische Fakultät würde Sie mit offenen Armen aufnehmen.“ Wenig Monate später meldete sich Reinkens zur Doktorpromotion in Leipzig. „Ritschl schrieb, er könne wohl zum Doktor honoris causa ernannt werden. Reinkens wollte das nicht annehmen; er habe sich in seinem ganzen Leben nichts schenken lassen, sondern alles rite erworben. Seine Bedenken wurden jedoch durch Hinweis auf die Universitätsstatuten gehoben, und am 22. Februar 1871 konnte Ritschl seinem »lieben, tapfern, treuen Freunde« mitteilen, daß der Wunsch erfüllt sei. Am 8. März teilte der Dekan der philosophischen Fakultät dem fünfzigjährigen Doktoranden mit, daß die Fakultät ihn einstimmig in die Reihe der Doktoren der Philosophie aufgenommen habe, und zwar honoris causa, wie es sich bei einem Manne von seinem wissenschaftlichen und sittlichen Werte gebühre.“ Im Diplom lautet die Begründung verdeutscht: „Weil er sich durch unverdrossenen Unterricht der Jugend um die akademischen Studien wohlverdient gemacht und durch eine Fülle gelehrter Bücher nicht nur die theologische, sondern auch die philosophische und die philologische Literatur bereichert und mit ganz besonderm Fleiße die Lehre des Aristoteles über Kunst und Tragödie in lobenswerter Weise beleuchtet hat, kürzlich aber als tapferer Beschützer und feurriger Vorkämpfer der Wahrheit, der gesunden Vernunft und der vernunftgemäßen Freiheit in der Kirche hervorgetreten ist.“

Zu den Gaben, mit denen die Reinkens, und Joseph vor allen, ausgestattet waren, gehörten lebhaftes Naturgefühl, poetische Anlage und glücklicher Humor. Von diesem hat er in Altkatholikenversammlungen oft Gebrauch gemacht, indem er über Verstimmungen und peinliche Situationen mit einem Scherzworte hinweghalf. Von seinen religiösen Liedern sind fünf in Brosfigs Gesangbuch für

die Breslauer Diözese aufgenommen worden. In Versen abgefaßt und veröffentlicht wurden: „Clemens von Rom, nebst drei kleineren Legenden“ (von Eichendorff sehr günstig beurteilt) und ein episches Gedicht: „Das Sommerkind oder der Grund der Völkerwanderung.“ Ein Epos „Magdalena“ ist unvollendet geblieben. Eine Menge lyrischer Gedichte ist im handschriftlichen Nachlaß gefunden worden, von denen der Neffe ein paar sehr schöne Proben mitteilt. Bei Lebzeiten des Dichters hat ein Freund die damals vorhandenen, ohne den Namen zu verraten, an Geibel gesandt. Dieser antwortete am 2. März 1864: „Ich habe die mir übersandten Gedichte mit Vergnügen gelesen. Sie zeugen von dem poetischen Sinne des Verfassers und von einer großen, fast frauenhaften Zartheit und Innigkeit der Empfindung. Dennoch ist mir in den mitgeteilten Stücken keine so neu und bedeutend ausgeprägte Dichtereigentümlichkeit entgegengetreten, daß ich Ihren Freund in eine Öffentlichkeit hinausdrängen möchte, die ihm selbst nicht Bedürfnis scheint, zumal in einer Zeit, die, in allen Tiefen aufgeregt, neben dem Zarten und Anmutigen auch das Gewaltige und Schwertscharfe fordert und zu fordern berechtigt ist.“ Zu beweisen, daß er auch eine scharfe Klinge zur Verfügung habe, dazu hat ihm ja bald darauf der Kampf gegen Rom die Gelegenheit verschafft; aber in Versen freilich konnte die theologische Polemik nicht geführt werden. Doch eine witzige Satire auf die zornigen Heiligen zeitigte sie: „Vademekum für angehende Theologen, von Christian Franke.“ Ein Stück Idyll, das seine Naturliebe und seinen poetischen Sinn befriedigte und das Paradies seiner Kindheit erneuerte, mußte er sich als Bischof zu schaffen. Er kaufte ein Haus mit einem großen Garten, das ihn freilich in Geldsorgen verwickelte, weil die Ersparnisse, die er in seiner kurzen Professorenlaufbahn hatte machen können, ganz unbedeutend waren. In diesem Garten nun brachte er alle Zeit zu, die ihm sein Amt übrig ließ; auch arbeitete er dort. Was sich irgend im Garten machen ließ, das erledigte er darin. Die Rosenstöcke und die Sträucher beschnitt er selbst, und seine liebsten Freunde, die Vögel, lockte er mit den in der Knabenzeit eingeübten Piffen hinter sich her. Vögel waren die einzigen Tiere, die er leiden konnte; mit den Ragen der Nachbarschaft, die seinen Lieblingen nachstellten, führte er Krieg, und an einer soll er zum Mörder geworden sein. Das Hauswesen führte ihm zuerst die Schwester, dann eine Nichte. Beide gingen ihm, zu seinem großen Schmerz, im Tode voran. Wie er sie geliebt hat, bezeugte er durch die Bestimmung, daß ihn und sie ein gemeinschaftliches Grab aufnehmen sollte, was denn auch geschehn ist. Obwohl ihm sein poetischer Sinn und seine Meisterschaft in der Gestaltung von Lebensbildern — seine Hauptwerke sind solche — die Romansektüre nahelegte, mochte er sich doch diesen Genuß, auch wenn ihm einmal Zeit dafür zur Verfügung stand, nicht gönnen. Erst in den Abendstunden seiner letzten Lebensjahre hat er sich „Zwei Städte“ von Dickens und Reuters „Stromtid“ vorlesen lassen. Des Abends versammelten sich gewöhnlich einige Freunde bei ihm. In der immer gehaltvollen Unterhaltung bewahrte er ebenso wie bei der Leitung von

großen Versammlungen, von Synoden und Kongressen jene bewunderungswürdige Ruhe und Selbstbeherrschung, die ihn zum Präsidenten eines Parlaments ausgezeichnet befähigt haben würden. Wenn in der freundschaftlichen Diskussion seine Opponenten einmal laut und heftig wurden, verstummte er, und äußerte man sein Erstaunen darüber, so bemerkte er bloß: „Ihr laßt mich ja nicht reden, oder: Wer heftig wird, hat Unrecht.“

Wie ich über die Krisis von 1870 und über den Ultrakatholizismus denke, habe ich ausführlich dargelegt; nur einiges Anekdotische und Epifodische, das Reinkens betrifft, soll bei dieser Gelegenheit nachgetragen werden. Wenn die Vorsehung eine Wendung beschlossen hat, müssen auch die Widerstrebenden, und gerade diese, ihren Zwecken dienen. Die Vorsehung hatte den vorläufigen Sieg der jesuitisch-ultramontanen Richtung in der katholischen Kirche beschlossen — ohne Zweifel, um sie ad absurdum zu führen, wie jetzt durch den Abfall Frankreichs offenbar zu werden beginnt —, und gerade die Jesuitenfeinde unter den deutschen Theologen haben diesen Sieg vorbereitet. Männer wie Balzer und Döllinger haben in Tausenden von angehenden Geistlichen, und durch diese in Millionen deutschen Katholiken, die Ehrfurcht vor dem Papste und den Gehorsam gegen ihn so fest begründet, daß sie sich allein sahen, als sie gegen den Papst Front machten. Die Masse hat sie einfach nicht verstanden. Von den wissenschaftlich Gebildeten geriet nur ein Teil in Verwirrung und vorübergehend ins Schwanken. Was Reinkens betrifft, so irrt zunächst der Verfasser der Biographie, wenn er, auf die Berichte von Verehrern gestützt, glaubt, jener sei, ehe die fanatischen Denunzianten ihr Verheugungswerk begannen, in Breslau allgemein beliebt gewesen. Nur eine Minderheit der Studenten, zu denen ich gehörte, verehrte ihn. Seine auffällige Schönheit und seine bezaubernde Liebenswürdigkeit, Anmut und heitere Freundlichkeit gaben ihm, wie Geibel auch ganz richtig aus seinen Gedichten herausgelesen hat, etwas Frauenhaftes, und seine Herzensreinheit ließ ihn als unschuldiges Kind erscheinen. Damals war er einunddreißig bis vierunddreißig Jahre alt. Die Sorgen, Kämpfe und Bitterkeiten der spätern Zeit haben diese Eigenschaften hinter dem männlichen Ernst, gelegentlicher Strenge und der einem hohen Amt angemessenen würdevollen Haltung zurücktreten lassen; aber als sie sich noch ungehemmt entfalteten, wurden sie von den gemeinern und größern Naturen, die doch überall die Mehrheit ausmachen, für Koketterie gehalten, und das Schwärmen vornehmer Damen für ihn verbesserte diese Meinung nicht. Daß es der Zauber seiner Persönlichkeit und nicht die göttliche Gnade gewesen ist, was so manche Protestantin durch ihn in den Schoß der katholischen Kirche geführt hat, davon hatte er sicherlich in seiner Unschuld keine Ahnung. Auch seine Predigten fanden nicht so allgemeinen Beifall, wie sein Neffe glaubt. Reinkens hat später als Bischof seine jungen Geistlichen zur fleißigen Vorbereitung auf die Predigt ermahnt und ihnen gesagt, er selbst habe als Domprediger in Breslau jede Predigt schriftlich ausgearbeitet und memoriert. Das mag er getan haben, so oft er die Zeit dazu hatte, aber in den drei Jahren,

wo ich ihn gehört habe, hatte er sie oft nicht, und das merkte man. Er sprach manchmal zögernd, verwickelte sich, rang nach dem Ausdruck. Er war damals überbürdet. Er mußte den wegen seines Prozesses in Rom weilenden Dogmatiker Balzer vertreten, obgleich Dogmatik gar nicht sein Fach war, und daneben sein Fachkollegium, Patristik, lesen. Damit der mittellose Privatdozent und spätere mit 200 Talern besoldete Extraordinarius leben könne, hatte ihm der Fürstbischof Diepenbrock eine kleine Dompfründe gegeben mit der Verpflichtung, im Dome Beichte zu hören, an allen Festtagen zu predigen und den Domprediger auch an Sonntagen zu vertreten, wenn er verhindert sei. Förster war nun während Diepenbrocks Krankheit und nach dessen Tode als Bistumsverweser immer verhindert, machte, nachdem er zum Bischof gewählt worden war, seinen Liebling Reinkens zu seinem Nachfolger auf der Domkanzel und befreite ihn erst nach einiger Zeit wenigstens von den Festtagspredigten. Reinkens Beichtstuhl aber war immer so umlagert, daß er oft viele Stunden lang sitzen mußte, und dazu kamen dann noch der Konvertitenunterricht und die Vorverhandlungen mit Konvertitinnen, die abzukürzen eine Eigenschaft notwendig gewesen wäre, die Reinkens am fernsten lag: Grobheit. Also mit der Vorbereitung mag es manchmal gehapert haben. Übrigens fällt es einem noch ungeübten Prediger auch bei fleißiger Vorbereitung schwer, mit dem zu wirken, was Försters Predigten ausgezeichnet hatte: jede war ein stilistisches Meisterwerk gewesen und mit virtuoser Kunst vorgetragen worden, ohne daß der Eindruck durch Stockungen, Unsicherheit, Versprechen gestört oder abgeschwächt wurde. Für ein großes Publikum ist dieses Formelle das wesentliche, wie ich selbst später aus eigener Erfahrung inne geworden bin. Aber auch abgesehen von Mängeln der Form und des Vortrags konnten die Predigten von Reinkens einem großen gemischten Publikum nicht zusagen; dazu waren seine Gedanken — wieder im Gegensatz zu dem das Gewöhnliche nirgends übersteigenden Inhalt der Försterschen Predigten — zu fein und zu tief, und die vielen Stellen aus den Paulinischen Briefen, mit denen er sie durchwebte, machten sie nicht verständlicher. Sein Nachfolger, den ich an Festtagen einigemal gehört habe, hat der Domkirche die gewöhnliche Fülle wieder eingeführt, obgleich er nichts als hausbackne Trivialitäten gab. (Die großen Breslauer Kirchen, die katholischen nämlich, sind von meiner Studentenzeit an bis heute immer überfüllt gewesen, und zwar nicht etwa bloß von Frauen; die Männer und die jungen Burschen kommen ebenso zahlreich wie die Frauen und die Mädchen.) Als ich Kaplan in Schönau war, erschien einmal ein Fastenhirtenbrief, der, wie man auf den ersten Blick erkannte, nicht Förster, sondern Reinkens zum Urheber hatte. Die Pfarrer schimpften furchtbar über den „unverständlichen gelehrten Quatsch“, und manche haben ihn gar nicht verlesen.

Also Reinkens erfreute sich, auch schon bevor die Denunzianten ihr Werk begannen, keineswegs allgemeiner Beliebtheit, darum hatte dann diese verächtliche Bande leichtes Spiel. Was von Bonn kam, war bei den Theologen

jesuitischer Richtung der Kezerei verdächtig, denn die Bonner theologische Fakultät, und darüber hinaus auch die katholischen Philosophen und Juristen, hatte der 1831 gestorbne Professor Hermes beherrscht, dessen Lehren nach seinem Tode verurteilt wurden. H. Schmid gibt in der protestantischen Enzyklopädie von Herzog und Plitt den Kirchenbehörden nicht unrecht. In dem aufrichtigen Streben, die katholischen Glaubenslehren vernünftig zu begründen, habe ihnen Hermes ihr Fundament, die kirchliche Autorität, entzogen. Und in der fanatischen Überzeugung, daß sein Weg der allein richtige sei, habe er den Einfluß, den die Regierung und der Erzbischof Graf Spiegel ihm einräumten, dazu benützt, alle Gegner aus der Fakultät zu verdrängen und alle Lehrstühle mit seinen Anhängern zu besetzen, sodaß, was diesen später widerfuhr, nur als gerechte Vergeltung erscheint. Diese wurde nun von dem streng orthodoxen Erzbischof Geißel schonungslos geübt. Es war natürlich, daß alle jungen Theologen von regem Geist einer Lehre zuneigten, die es bei der Religion vorzugsweise auf die Vernünftigkeit abgesehen hatte, und darum erschienen alle jungen Geistlichen, die sich durch Geist und wissenschaftlichen Eifer auszeichneten, des Hermesianismus verdächtig. Solche Leute waren die beiden Reinkens. Darum erfüllte Geißel den Wunsch beider nicht, daß Joseph bei seinem ältern Bruder, der soeben eine Bonner Pfarrei bekommen hatte, Kaplan würde. Der Erzbischof wollte ihn in ein entlegnes Dorf schicken. Mit Mühe rang ihm Joseph die Erlaubnis ab, der Studien wegen ohne Anstellung noch ein Jahr in Bonn bleiben zu dürfen. Er half dabei die Woche über seinem Bruder in der Seelsorge und hielt alle Sonntage in dem benachbarten Rheindorf Gottesdienst. Denn weit entfernt davon, daß ihm die Seelsorge zuwider gewesen wäre, war sie ihm vielmehr Bedürfnis; nur wollte er den Zusammenhang mit der Wissenschaft nicht verlieren. Am Ende dieses Jahres, im August 1849, holte er sich in München den theologischen Doktorgrad, und der Rektor sagte ihm beim Doktorschmause: „Wenn Ihre Leistungen je am Rheine nicht Anerkennung finden sollten, so kommen Sie zu uns; hier in München werden Sie jedenfalls anerkannt werden.“ Den weitem Schikanen Geißels machte die Einladung ein Ende, nach Breslau zu kommen, zu der sich der Fürstbischof Diepenbrock, die Professoren Walzer und Ritter und der Kanonikus Förster vereinigt hatten. Nun war zwar der Hermesianismus beinahe vergessen, aber den Inquisitoren hatte sich der priesterliche Philosoph Anton Günther in Wien als neue erwünschte Jagdbeute dargeboten. Die meisten Hermesianer gingen zu Günther über, und Reinkens Lehrer in der Philosophie, Knoedt, sowie seine Breslauer Gönner und Freunde, der Dogmatiker Walzer und der Philosoph Elvenich, waren erklärte Güntherianer. Man denunzierte ihn, daß er an Beratungen dieser Häretiker teilgenommen habe. Weiter konnte man ihm nichts vorwerfen, aber es genügte, ihn als der Kezerei verdächtig zu verurufen. In der That hat sich Reinkens niemals ausdrücklich für Günther, sondern nur gegen seine Verdammung erklärt und sich durch die Beurteilung seiner güntnerischen Freunde vom vertrauten Umgange

mit ihnen nicht abhalten lassen. Die Güntherianer — ihr letzter ist der jüngst gestorbne altkatholische Bischof Weber gewesen — waren alle aufrichtig fromme gläubige Männer von Geist und Charakter, von musterhaftem Lebenswandel und von glühendem Eifer für Christentum und Kirche erfüllt. Aber das half ihnen nichts. Ein Geistlicher darf Konkubinarium, Säufer, Geizhals, ein roher und dummer Mensch, nachlässig und faul im Amte sein, wenn er nur die Ansprüche der Kirche kräftig geltend macht und das spezifisch Römischkatholische: die Papstverehrung, den Madonnenkult, die Ablässe, den Bilderdienst gehörig betont, so werden die Bigotten, die in der Gemeinde den Ton angeben, gegen seine Schwächen blind sein, und die Vorgesetzten werden ihn ungeschoren lassen. Wenn er aber an den kirchlichen Zuständen Kritik übt, Unabhängigkeit des Urteils und des Charakters verrät, dann ist er verloren. Materiell hat die Kurie vielleicht nicht bloß gegen Hermes, sondern auch gegen Günther Recht gehabt. Der Kern der Güntherschen Lehre ist, wie ich bei einer frühern Gelegenheit erwähnt habe, anthropologischer Natur. Nach Thomas von Aquin ist die vernünftige Seele, der Geist des Menschen *forma corporis*, das heißt sein Lebensprinzip, das, was seine Teile zusammenhält, zu einem lebendigen Organismus vereinigt. Nach Günther dagegen ist der leibliche Mensch ein lebendiges Wesen für sich, ein fertiges animal, etwa wie sich die Haeckelianer den Pithekanthropos denken, den Affenmenschen, der noch keine eigentlich geistigen Funktionen ausübt, und mit diesem schon beseelten Wesen wird ein von Gott geschaffener Geist zur Einheit der Person verbunden. Für die heutigen Monisten hat diese Streitfrage gar keinen Sinn, dualistische Psychologen aber wie Busse (3. Band des Jahrgangs 1905 der Grenzboten, S. 710) würden vielleicht für die orthodoxe Ansicht gegen Günther entscheiden. Also dagegen, daß die römischen Theologen anderer Ansicht sind als die Güntherianer, ist nichts einzuwenden. Das Empörende und zugleich Lächerliche liegt darin, daß ein unwissender Italiener wie Pius der Neunte und seine Theologen, die nicht viel mehr wissen als er und die ihnen vorgelegten deutschen Bücher — Günther schreibt nicht verständlicher als Kant — gar nicht verstehn, sich einbilden, der heilige Geist befähige sie durch Inspiration, wissenschaftliche Fragen zu entscheiden, die wahrscheinlich überhaupt von keinem Sterblichen zuverlässig beantwortet werden können, und die noch dazu für das christliche Leben vollkommen gleichgiltig sind. Nur insofern nicht ganz gleichgiltig, als zum christlichen Leben auch des wissenschaftlichen Forschungstriebes für die wenigen, denen er zuteil wird. Die Entscheidung wissenschaftlicher Fragen durch einen kirchlichen Gerichtshof aber verurteilt die wissenschaftliche Forschung von vornherein zur Unfruchtbarkeit, und wenn trotzdem auch katholische Forscher den aner kennenswerten Mut behalten, ihre Arbeit fortzusetzen, so geschieht es in der Annahme, die römischen Inquisitoren würden aus Furcht vor den Protestanten und den Millionen Namenskatholiken, die in Wirklichkeit Atheisten sind, von ihrem angemessenen

Nichterrecht keinen gar zu unvorsichtigen Gebrauch machen. Nach dem Verfasser der Reinkensbiographie sollen es die Kardinäle Geißel und Reifach, also zwei Deutsche, gewesen sein, die den von Natur gutmütigen, heitern und anfangs liberalisierenden Pius in den Orthodoxiefanatismus hineingetrieben haben. Ein Gesinnungsgenosse von ihnen war der Nuntius Viale Prela, der 1852 einmal an Geißel schrieb: „Man muß die jungen Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen, erziehen in der Einfalt des Glaubens und sie gewöhnen, unter dem Joch dieses Glaubens die eigne Einsicht gefangen zu geben in obsequium fidei.“

Reinkens, wie gesagt, ist kein fanatischer Güntherianer, wahrscheinlich überhaupt keiner gewesen. Die philosophische Spekulation lag ihm fern. Das christliche Leben in seinem Kern zu erfassen, seine Äußerungen durch den Lauf der Jahrhunderte zu verfolgen, seine Musterbilder darzustellen und so durch die Belehrung zugleich zu erbauen, das war die seiner Natur gemäße Aufgabe, und die Wärme und zugleich die künstlerische Vollendung, mit der er sie löste, hat mir ihn wert gemacht. Seine wichtigsten Schriften sind darum Biographien. Mit einer Geschichte der Barmherzigen Schwestern hat er als Student den Anfang gemacht. Dann folgten: Clemens von Alexandrien, Hilarius von Poitiers, die Einsiedler des heiligen Hieronymus, Martin von Tours, Diepenbrock, die Dichterin Luise Hensel, die barmherzige Schwester Amalie von Lasaulz. Nur einen der Kirchenväter, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte, Augustinus, hat er nicht biographisch behandelt; er stellte nur seine Geschichtsphilosophie dar, und Bernhard von Clairvaux sowie Cyprian wurden für die lange Reihe von Schriften verwandt, in denen er seit 1870 gegen Rom polemisierte.

Der erste und giftigste seiner Breslauer Denunzianten, der widerliche Professor Bittner, den ich in meinen Lebenserinnerungen charakterisiert habe, spielte recht geschickt Reinkens „Ausländertum“ als Trumpf aus. Dieses nur in Deutschlands Vaterländern mögliche Verfahren versetzt ganz besonders in diesem Falle den Wissenden in humoristische Stimmung. Die verhaßten protestantischen Beamten, die Preußen nach 1815 an den Rhein schickte, haben sehr viel dazu beigetragen, die lustigen Rheinländer mit katholischem Fanatismus zu erfüllen, und nun wurden diese eifrigen Katholiken in dem bis dahin als lau und rationalistisch verschrienen Schlesien der Einschleppung der Kezerei beschuldigt! Sehr bald regte sich der Provinzialpatriotismus. Die hervorragenden Persönlichkeiten und anerkannten wissenschaftlichen Leistungen der aus dem Westen gekommenen Männer: Balzer, Movers, Reinkens, erregten den Neid schlesischer Dozenten, und diese verstanden den schlesischen Partikularismus und Chauvinismus so geschickt zu fixeln, daß wenn man 1869 und 1870 antivatikanische Äußerungen wagte, einem zunächst entgegnet wurde: „Da sieh dir doch die Leute einmal an, die gegen Rom auftreten, diese hochmütigen Rheinländer, diese Kerls!“ Und Reinkens hatte es ganz und gar mit den Schlesiern verschüttet. Im Jahre 1861 hatte die Breslauer Universität die Erinnerung an ihre

Gründung feierlich begangen, die durch die Vereinigung der Frankfurter Biadrina mit dem Überrest des Breslauer Jesuiteninstituts im Jahre 1811 vollzogen worden war. Reinkens hatte dazu die Festschrift geliefert: „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Biadrina mit der Leopoldina.“ Darin wurden die wissenschaftlichen Leistungen der Jesuiten und des schlesischen Volkes, dieses „nationalen Mischlings“, sehr niedrig eingeschätzt. Das erregte einen furchtbaren Sturm im schlesischen Klerus und in einem Teil der Laienschaft, und es kostete den Fürstbischof Förster keine kleine Mühe, den unerquicklichen Streit, der sich daraus entspann, wenigstens für die Öffentlichkeit beizulegen. In den Grenzboten urteilte ein Protestant über die Festschrift: „Wir unsrerseits haben mehrfach nicht umhin gekonnt, dem Theologen zu opponieren, dem Historiker dagegen sagen wir unsern Dank für das Buch, das sich durch die eingehende, auf wissenschaftlicher Forschung beruhende Darstellung der Gründung und Entwicklung der Leopoldina sowie durch die Mitteilung einer Reihe von Aktenstücken ein großes Verdienst um die schlesische Geschichte erworben hat.“ Hätten ihn seine Feinde anfangs fortzuloben gesucht, so verhinderten sie von da an sein Aufsteigen in der Hierarchie, seine Beförderung zum Propst von Berlin, zum Bischof von Limburg. Übrigens schnitt sich Reinkens die hierarchische Karriere selbst dadurch ab, daß er sich, vor die Wahl zwischen die Annahme eines Kanonikats und die Fortsetzung seiner akademischen Lehrtätigkeit gestellt, für diese entschied, sein Dombenefizium aufgab und in die Stadt übersiedelte. Ordentlicher Professor mit achthundert Talern Gehalt war er 1857 geworden.

Die Schlesier witterten in Reinkens den Hochmut des Rheinländers, der im Bewußtsein seiner Urdeutschheit den ostelbischen Mischling nicht als vollbürtigen Deutschen anerkennt. Hat Reinkens etwas dergleichen empfunden, so hat er diese Empfindung jedenfalls nicht auf den preußischen Staat und das preußische Königshaus, das ja allerdings aus Schwaben stammt, ausgedehnt. Beiden war er immer von Herzen zugetan. Sein Rektoratsjahr fiel in die Zeit von 1865 bis 1866, und er benützte die Antritts- und die Abgangsfeier zu zündenden patriotischen Reden, die die anwesenden Offiziere begeisterten. Mit Offizieren verkehrte er damals viel; er nahm mit einigen von ihnen gemeinsam sein Mittagmahl ein. In einem Glückwunschschreiben an Bismarck zu dessen achtzigstem Geburtstag schrieb er: „Im Jahre 1868 sagte ich einem kriegslustigen Herrn aus dem französischen Finanzministerium: Wenn Sie durchaus Krieg mit uns anfangen wollen, dann geben wir Ihnen die natürlichen Grenzen, die Vogesen. Als dann im Jahre 1870 die Generalstabsoffiziere von Scherff und von Kaltenborn aus Breslau nach Frankreich aufbrachen, fragten sie mich beim Abschied: Was sollen wir Ihnen mitbringen? Ich antwortete: Den Deutschen Kaiser und Elsaß-Lothringen.“ Waren die Eindrücke, die er von allem spezifisch Preussischen empfing, die besten, so waren dafür die römischen auf einer italienischen Reise im Winter 1867 bis 1868 desto schlimmer und zugleich entscheidend; indem sie

den Priester niederdrückten, vollendeten sie die Befreiung des Denkers aus den Fesseln der Orthodogic. Da heute jedermann weiß, wie es um das italienische Christentum bestellt ist und im verflochtenen Kirchenstaat bestellt war, brauchen Einzelheiten nicht angeführt zu werden. Zwei Jesuiten hat er auch besucht; der General, Beckx, war, wie er schreibt, ein kränklicher Mann, sanft, höflich und voll Vorsicht. Der Pater Schrader aber rückte offen mit der Auffassung seiner Sozietas heraus: die Kirche müsse einen dem sinnlichen Menschen fühlbaren Arm, das heißt weltliche Macht haben; die Masse sei nicht durch Überzeugung zu leiten; für sie müsse den Geboten durch Polizei Nachdruck gegeben werden; die Menge wolle genommen sein, man solle sie also nehmen und führen. Pater Schrader hat nicht ganz Unrecht; das ist einer der Punkte, auf denen jede Kirche in Widerspruch mit dem Geiste des Christentums geraten muß, und dieser Widerspruch drängt Geister wie Reinkens nicht bloß aus der römischen Kirche, sondern, wenn sie sich völlig klar werden, aus jeder Kirche hinaus. Nachdem er „abgefallen“ und gar Bischof der Keger geworden war, hat es an Bekehrungsversuchen nicht gefehlt. Es kam vor, daß bigotte Fanatiker in Bonn auf der Straße niederknieten, und während er vorüberging, laut für seine Seele beteten. Priester, die ihn zu solchem Zweck besuchen wollten, ließen sich von ihrem Bischof die Erlaubnis dazu geben, weil kein Katholik mit einem öffentlich Exkommunizierten verkehren darf. Mit Beziehung darauf schreibt er an einen Jugendfreund, den Benediktinerabt Wolter von Beuron, der einen brieflichen Bekehrungsversuch gemacht hatte: „Das Verhalten der Juden den Samaritern gegenüber hat Christus verurteilt und nicht in sein Reich übertragen. Eine Kirche, die es herstellt, ist in der Praxis nicht sein Reich.“ Wogegen die Katholiken 2. Johannis 10 anführen können.

Reinkens ist am 4. Januar 1896 in apostolischer Armut gestorben. Alles, was er von seinem sehr bescheiden Einkommen erübrigen konnte, hat er auf altkatholische Zwecke verwandt. Er war so glücklich, das Vertrauen auf den schließlichen Sieg der von ihm vertretenen Sache bis zum Tode zu bewahren und die Überzeugung, daß er dem Glauben seiner Kindheit treu geblieben sei. In die Bahnen der protestantischen Theologie hat er niemals eingelenkt; was er schlimmes in der römischen Kirche sah, war in seinen Augen nur von außen eingedrungne Verderbnis, nicht Ausgestaltung des Wesens der Kirche.

C. J.

